

(Nachdruck verboten.)

23)

Neu-Karthago.

Roman von Georges Cehoud.

In unmittelbarer Nähe des Rubens-Denkmales haben Chor und Orchester auf der stufenweise aufsteigenden halbkreisförmigen Tribüne Aufstellung genommen, in deren Mitte der Komponist thront. Die durch Laue abgeschlossenen Gartenanlagen des Platzes sind für die Honoratioren reserviert, während außerhalb dieser Demarkationslinie die Menge Straßen und Plätze überschwemmt, die Volksmenge, die sich ruhiger und gebildeter beträgt, als die bevorzugten Zuschauer und die aufgebotene Macht der Polizisten und berittenen Gendarmen. Seit langen Stunden schon treten Arbeiter und kleine Leute mit philosophischem Gleichmuth das Pflaster, ohne ihre gute Laune einen Augenblick zu verlieren. Zu dieses majestätische Schweigen erwartungsvoller Feierstimmung über das wogende Menschenmeer, das die herabsteigenden Schatten der Nacht lieblos umfing, fielen plötzlich die Fanfaren der Trompeten, die die auf der obersten Gallerie des Thurmes dem Auge unsichtbaren Waffenhörde bliesen. Und die hellen Stimmen der Schwesterstädte Gent und Brügge antworteten dem Anruf und begrüßten zu wiederholten Malen die mächtige Metropole. Ihren immer leidenschaftlicheren und gellenden Hochrufen folgte in gleichförmigem Wechsel der rauhe Ton der Trompetenfanzare aus der Höhe. Nach diesem Zwiesegang setzte das Geläut der Glocken ein, erst langsam und gedämpft, wie ein Vogel, der beim dämmernden Morgen im thaugetränkten Unterholz erwacht, dann immer lauter und heller die jubelnde Stimme erhebend. Und jetzt stimmten auch Chor und Orchester die Festhymne an.

Der Dichter pries die große Handelszentrale in volltönenden Strophen und bilderreichen, schwingvollen Gemeinplätzen, denen die ganze Szenerie, die Begeisterung der Menge und Bybeloy's Musik erst die rechte Eindrucks macht gab. Die fünf Welttheile waren herbeigeilt, Antwerpen ihren Gruß zu entbieten, alle Völker der Erde zahlten ihm unterthänig ihren Tribut, und nicht genug an Neuzeit und Mittelalter, auch das Alterthum hatte sich zur Huldigung eingefunden. Das Univerfum und die Zeit, Geographie und Geschichte, Unendlichkeit und Ewigkeit, alles mußte mithelfen, zum Ruhme der Rubensstadt sein Theil beizutragen. Der ganze Paegyrikus athmete im Grunde echten und rechten Antwerpener Geist, denn von dem Maler und seiner Kunst war weniger die Rede als von seiner Herkunft und seinen Glücksumständen. Wenn der Dichter dabei auch des kriegerischen, heldenhaften Fländerns gedachte, so geschah es nur, um es zu Füßen der Stadt Antwerpen figuriren zu lassen, und auch Gent und Brügge, die glorreichen, gesinnungstreuen älteren Schwestern, im Triumphzuge des prächtigen, übermüthigen Emporkömmlings mit aufzuführen. Brügge und Gent! Die kraftvollen Gemeinwesen, die ihre Freiheit so trotzig vertheidigten und die wohl an ihrem Glanz verloren, aber an ihrer Ehre auch nicht einen Deut eingebüßt hatten, schmeichelten ihrer verschlagenen, liebdienerischen Rivalin. Rom beugte die Knie vor Karthago. . . . Und die läppige, den Sinnen schmeichelnde Musik, die in ihrem stolzen Bau und farbenglänzenden Kolorit an die kaiserlichen Bühlerinnen gemahnte, ließ diese Blünderung und diese Entstellung fast als legitimen Akt erscheinen. Delila's lasterhafter Glanz machte Simjon's Elend vergessen!

Als der letzte Ton verklungen war, als die Musik noch einmal das Hauptthema der Kantate anstimmte, um beim Schein der Fackeln den Rückmarsch anzutreten, war Laurent so erregt und von der allgemeinen Begeisterung angesteckt, daß er ganz unbewußt mit den Musikern Schritt hielt und wie die anderen mitmarschirte. Für den Augenblick war jeder Standesunterschied im Ueberfluge des Begeisterungsummels vergessen: Arbeiter und Bourgeois zogen Arm in Arm dahin und brüllten mit vereinter Lungenkraft die Jubelhymne mit.

Laurent blieb unermüdet und begleitete den Zug bis ans Ziel. Bei jeder Straßenkreuzung erneuerte sich die Menschenwoge, neue traten hinzu, andere blieben zurück, nur Laurent hielt aus. Bybeloy's Musik hätte ihn bis ans

Ende der Welt geführt. Die Menge und Zusammenfassung der Zugbegleitung änderte sich übrigens von Stadtheil zu Stadtheil. Längs des Hafens und der Bastions ging Laurent mit Matrosen und Schauerleuten, in der inneren Stadt schritten ihm Verkäufer und Ladenmädchen zur Seite, auf den vornehmen Boulevards waren es Herrchen aus der Gesellschaft und Angestellte der großen Firmen, die seinen Weg kreuzten, und in dem Straßenlabyrinth Saint-André, dem Schlupfwinkel der armen Schlucker und Hungerleider, schoben barhäuptige Burschen ihren Arm unter den seinen, und johlende Gassenjungen zogen und zerrten an ihm herum. Er aber dachte nur an Antwerpen und Rubens und hörte nichts als die Kantate, deren jubelnde Rhythmen sein ganzes Sein erfüllten.

„Eine stolze Stadt bist Du, das ist wahr, aber Du bist auch die Stadt der ausgesprochenen Selbstsucht, die Stadt, die in ihren Mauern ein Rudel Wölfe beherbergt, die in ihrer unstillbaren Fressgier einander zerfleischen, wenn sie mit den Schafen aufgeräumt haben. Mit Deiner Entartung und Scheinheiligkeit, Deiner Zügellosigkeit, Deiner schreienden Brunnsucht, Deinen listernen Trieben, Deinem Haß gegen die wirtschaftlich Schwachen und Deiner Furcht vor der bewaffneten Soldnermacht, gemahnt Du mich an Karthago.“

Und wer steht denn an der Spitze unserer Stadtverwaltung? Ein Haufen eiller, hornirter und aufgeblasener Bureaukraten, die mit dem Uebermuth frecher Suffeten*) schalten und walten. Kennst Du den letzten Streich der Herren, Bergmans? Als sie eines Tages nichts mehr zu demoliren und zu bauen hatten, eine Thätigkeit, der sich rechtschaffene Kommunalbehörden stets mit besonderer Vorliebe widmen, beschließen die Braven, den „Blauen Thurm“, eins der letzten Denkmäler der Kriegsarchitektur des vierzehnten Jahrhunderts, die wir noch in Europa besitzen, niederzulegen. Alles was die Stadt an Künstlern und Kunstlern in ihren Mauern beherbergt, geräth darob natürlich in Aufregung und sendet der Regentschaft Petitionen über Petitionen. Und was thum unsere Auguren angesichts dieses Protestturmes? Sie geruhen, den bei solchen Dingen unvermeidlichen Viollet-Le Duc als Sachverständigen zu befragen, und da auch dieser Archäologe den Muth hat, anderer Meinung als die allwissenden handeltreibenden Stadtväter zu sein und, wie die ganze Künstlergesellschaft, der Erhaltung des alten, ehrwürdigen Bauwerks das Wort zu reden, so geht die hohe Obrigkeit über sein Gutachten zur Tagesordnung über und beeilt sich, den Thurm niederreißen zu lassen. . . .

Und gleichwohl ist unser Antwerpen eine herrliche Stadt. Du hast mit gutem Grunde seinen unbeschreiblichen Anziehungsreiz gerühmt, Kambaut, einen Reiz, der selbst seine ärgsten Widersacher verstummen läßt. Wir können der Stadt im Ernst nicht böse sein, daß sie diesem Geschmeiß von Prohen zu Willen ist. Wir lieben sie wie ein Weib, das uns mit seiner Sinnlichkeit bethört. Selbst die Elendesten unter ihren Bewohnern bringen es nicht fertig, ihr zu fluchen. . . .“

Es war Laurent Paridael, der seinem Herzen in ebenbemeldeter Weise Luft machte, als er eines Tages im Wirthshaus zum „Weißen Kreuz“ mit Bergmans, Kambaut und Marbol zusammenkam.

„Alle Wetter, unser junger „Katiegast“ geht ja da hübsch ins Zeug!“ sagte Bybeloy. „Und das alles, weil er findet, daß ich in meiner Kantate den Lokalpatriotismus auf Kosten von Brügge und Gent zu sehr hervorhebe!“

„Antwerpen wird sich schon wieder erheben!“ warf Bergmans ein. „Die Stadt wird schon das Joch abwerfen, das man ihr aufgezwungen hat. Nicht lange mehr und sie wird ihren wahren Kindern wiedergegeben sein. Du sollst sehen, Paridael, das Unabhängigkeitsgefühl macht sich bei der Masse immer stärker bemerkbar. Du wirst bald Neues hören, das verspreche ich Dir! Es weht ein frischer Luftzug, der unsere Jugend belebt und kräftigt. Hier handelt's sich nicht nur um die schöne und stolze Stadt, wir haben auch ein nicht minder interessantes Volk, welches es herzlich satt hat, sich von seinen erwählten Vertretern am Gängelbände führen und verhöhnen zu lassen!“ . . .

*) Magistratspersonen von Karthago.

Bergmans' Prophezeiung sollte sich bald erfüllen. Seit lange schon lag ein Gewitter in der Luft und Bybeloh's zündende Kautate trug nicht den geringsten Theil dazu bei, es zur Entladung zu bringen. Die Prozen hatten, als sie die Veranstaltung des Rubens-Jubiläums in die Hand nahmen, sicher nicht daran gedacht, dieses Ergebnis herbeizuführen.

Die Erinnerungsfeier ließ auch das Gedächtniß an die Volkshüter des XVI. Jahrhunderts, an die Mariz de Sainte-Abegonde, die Gu'Laumes le Taciturne, wieder aufleben. Man grub aus dem Schutt der Vorzeit das Schimpfswort wieder aus, das den Patrioten in den Tagen Karls V. und Philipps II. beigelegt wurde, und nahm als ehrenden Schmuck den Namen „Geusen“ an, den Namen, den die tapferen Vorfahren zu Rang und Würde eines Ehrentitels erhoben hatten. Die Aristokratie, die allem theilnahmslos gegenüberstand und die mehr und mehr in das ultramontane Fahrwasser gerathen war, sah zwar mit hämischem Vergnügen die Ungelegenheiten, die die wachsende Volksbewegung den geldmächtigen Emporkömmlingen bereitete, wagte indessen nicht, sich offen zu gunsten einer Partei auszusprechen, die sich unter der Fahne und dem Lösungswort der siegreichen Begner des katholischen Spanien sammelte.

Zunächst unter den Hafenarbeitern nahm die Aufregung einen immer bedrohlicheren Charakter an. Zwischen Bèjard und den „Nationen“ war es schon zu vereinzelt Reibereien gekommen. Die Sache begann mit Streitigkeiten wegen einer Schuldforderung, die die „Amerita“ gegen Bèjard geltend machte. Der Acker wollte die aufgestellte Rechnung nicht anerkennen und lehnte die Bezahlung rundweg ab. Inzwischen war ein Schiff mit einer für ihn bestimmten Getreideladung in den Hafen eingelaufen. Bèjard wandte sich wegen Löschung der Ladung an eine mit seiner Gläubigerin konkurrierende „Nation“, da aber in dergleichen Fällen die Korporationen gemeinsame Sache zu machen pflegten, so wurde ihm der Bescheid, daß die Erledigung seines Auftrages erst erfolgen könnte, nachdem er seinen Verpflichtungen gegen die Konkurrenzgesellschaft nachgekommen wäre. Eine dritte und vierte Nation, an die er sich wandte, machte die Arbeitsübernahme von derselben Bedingung abhängig.

Wüthend über die Erfolglosigkeit seiner Schritte und von dem Wunsche besetzt, seinen Willen durchzusetzen, verschrieb er sich Werftarbeiter und Schauerleute von Blijssingen, dem nächstgelegenen Seehafen. Der Empfang, den die Holländer seitens ihrer flämischen Kameraden fanden, war der denkbar unfreundlichste, man warf einige von ihnen in die Wassins, zog die Halbertränken aus dem Wasser, um sie aufs neue einzutauchen, und setzte das Geschäft so eindringlich fort, daß die Holländer heilfroh waren, als sie erst wieder im Zuge sahen, der sie nach der Heimath zurückbeförderte, und den feierlichen Schwur ablegten, fürderhin nie wieder diese entschlossenen Antwerpener in ihren Ausstandsunternehmungen zu stören.

Bèjard schäumte vor Wuth, als ihm gemeldet wurde, daß die Holländer nach erfolgter Abkühlung seine Sache feige im Stich gelassen hatten, und schwor hoch und heilig, an Bingerhout und diesen unverschämten Nationen früher oder später furchtbare Rache zu nehmen. Da aber sein Getreide unterdessen Gefahr lief, im Kielraum des Schiffes zu verfaulen, sah er sich vorerst wohl oder übel genöthigt, die Forderungen der heimischen Schauerleute zu bewilligen.

Nicht lange darauf bot sich ihm ein neuer Anlaß, die Feindseligkeiten gegen den gar zu auffälligen Böbel wieder zu eröffnen. In den Vereinigten Staaten von Amerika waren gerade zu der Zeit die „Elevatoren“ erfunden worden, mechanische Apparate, die die Dienste von Krahn, Leichter Schiff und Zählwaage gleichzeitig verrichteten. Die Verwendung dieser Elevatoren beim Löschen der Getreideschiffe machte einen großen Theil menschlicher Arbeitskraft entbehrlich und konnte gegebenenfalls zahlreiche Mitglieder der „Nationen“ in ihrer Existenz bedrohen. Der Arbeiter hatte sich deshalb auch keine geringe Erregung bemächtigt, als es bekannt wurde, daß Bèjard bei der „Regentschaft“ die Einführung und den Gebrauch dieser Elevatoren befürwortet hatte.

An dem Abend, an dem der Rath der Stadt Sitzung hielt, um über Bèjard's Antrag Beschluß zu fassen, marschirten die von Bingerhout einberufenen „Baes“, Aeltesten und Mitglieder in geschlossenem Zuge auf die Grand Place und nahmen vor dem Rathhause Aufstellung. Im Arbeitsanzuge und aufgekrempelten Ärmeln warteten die Leute in ent-

schlossener Haltung, die Arme trotzig in die Seite gestemmt, den Kopf stolz aufgerichtet und mit funkelnden Augen nach den erleuchteten Fenstern des Sitzungsraales schauend. Mit vergnügtem Schmunzeln, die Pfeife zwischen den Zähnen eilt Bingerhout ausgelassen als ginge es zum Tanze von Gruppe zu Gruppe und giebt seinen Leuten die letzten Weisungen. Obgleich er heute Abend kaum einen Schriftführer braucht, hat er den jungen Paridael mitgenommen, der sich nicht wenig über das Gewitter freut, das sich da über dem Haupte des verhassten Bèjard zusammenzieht.

„Heute giebt's was zu lachen, „Kerel“, ruft Bingerhout und reibt sich die Hände, als ob er sich die Knochen zerbrechen wollte.

Die Polizisten haben wohl den schüchternen Versuch gemacht, die Ansammlung zu zerstreuen, aber angesichts der vertheult ausdrucksvollen Mienen, mit der die ungemüthlichen Manifestanten ihre Aufforderung zum Auseinandergehen unberücksichtigt lassen, ziehen sie vor, nicht weiter auf Gehorsamerfüllung zu dringen. Der „Zuckerkanal“, der von der Grand Place zur Schelde führt, ist zwar eine ziemlich lange Straße, indessen den strammen Burschen hier dürfte es am Ende nicht schwer fallen, die windigen Hüter der Ordnung die zweihundert Meter bis zum Wasser zu tragen.

(Fortsetzung folgt.)

Am Himalaya.

Der Himalaya, die große Gebirgskette, in welcher sich die höchsten Erhebungen auf unserer Erde finden, grenzt in seinem östlichen Theile das britische Indien von dem großen Reich der Mitte ab, wofern man das ausgedehnte Hochland Tibet, in dem der chinesische Einfluss in raschem Sinken begriffen ist, noch zu China rechnen will. In großem, nach Norden geöffneten Bogen zieht sich die riesige Gebirgskette vom Indus an in nordöstlicher Richtung in einer Länge von etwa 2 1/2 tausend Kilometer, also 2 1/2 mal so lang als die Alpen, deren Höhe im allgemeinen auch um mehr als das Doppelte vom Himalaya übertroffen wird. Der westliche Theil dieses größten Hochgebirges der Erde ist geographisch und geologisch ziemlich gut durchforscht. Bis zur Karakorumkette hinauf, von der der Himalaya durch den Oberlauf des Indus getrennt ist, ist das Bergland in britischem Besiz, und seiner Erforschung stehen deshalb nur die durch die Natur gebotenen Schwierigkeiten entgegen. Weiter nach Osten aber, in Tibet, kommen die Hindernisse hinzu, die von den tibetianischen Behörden jeder Expedition, die von Europäern oder Amerikanern unternommen wird, in den Weg gelegt werden. Es herrscht ein strenges Verbot, durch das jedem Europäer und Amerikaner das Betreten des tibetianischen Bodens von der indischen Grenze aus untersagt ist; nur die Eingeborenen der unter englischer Hoheit stehenden Grenzvölker dürfen Handel in Tibet treiben und Karawanen nach der Hauptstadt des Landes, der heiligen Stadt Lassa, führen.

Auf britischem Boden, in der Provinz Kumaon, nahe beim Städtchen Askot, von wo man ins Hochgebirge aufsteigt, lebt weltabgeschlossen in Wäldern ein seltsames Volkchen in idyllischer Beschaulichkeit, die Raots oder Rajis, oder wie sie von den umwohnenden Völkern genannt werden, die Waldmenschen. Flußfische, Fleisch von wilden Thieren und Wurzeln bilden ihre hauptsächlichste Nahrung; ihre ganze Kleidung besteht aus einem einfachen Säckchen. Seit einigen Jahren haben sie allerdings auch andere Kleidungsstücke angenommen und sind auch zum Ackerbau übergegangen, den sie mit sehr primitiven Werkzeugen betreiben. Aber durch die Verührung mit zivilisirten Stämmen haben sie auch den Schnaps kennen gelernt, nach dem sie, wie alle Wilden, sehr gierig sind. Daher ist es kaum zweifelhaft, daß ihre Tage gezählt sind; zwar werden bei ihnen genügend Kinder geboren, aber bei dem entsetzlichen Säknuß, der in ihren Hütten herrscht, wird die ohnehin große Sterblichkeit der Kinder durch den Alkoholgenuß und seine Folgen noch vermehrt, und so ist die Zahl der Raots in rascher Abnahme begriffen.

Bis zur Grenze hin wird das immer höher ansteigende Land von den friedlichen Shola's bewohnt, die den geringen Handel nach Tibet vermitteln. Wie die eigentlichen Tibetener, die, wie sie, zur mongolischen Rasse gehören, sind auch sie Anhänger der Religion des Buddha. Der Kern dieser tief sinnigen Erlösungsreligion ist im Laufe der Jahrhunderte durch allerdand Aberglauben in schlimmster Weise überwuchert. Das Gebet z. B. hatte ursprünglich den Zweck, Buddha, den menschgewordenen Gott, zu preisen und im Betenden den Wunsch lebhaft zu machen, daß er sich zu einer gleichen Vollkommenheit durcharbeiten möge, wie Buddha sie habe, und ihn somit energisch zu einem frommen Leben zu führen. Heute schreibt man dem Gebet dagegen eine magische Kraft über die Gottheiten selbst zu und glaubt, man könne sich die guten Gottheiten durch Gebet günstig stimmen und den bösen ihre Gewalt nehmen. Deswegen wird das Beten geradezu fabrikmäßig mit Hilfe von sog. Gebetmaschinen besorgt. Die Shola's benutzen hierzu in eigenthümlicher Weise den Wind. Sie befestigen einige Stofflappen, meist von weißer, zuweilen auch von rother und blauer Farbe, mit

*) Eigentlich Bettler; Name, den sich die gegen die spanische Herrschaft kämpfenden Niederländer beilegte.

dem einen Ende an einer Schnur, die sie quer über einen Weg, etwa einen Gebirgspass oder Fußpfad, spannen. So lange sich dann ein solcher Lappen bewegt, ist dies ein Gebet. Solche fliegende Gebete verfertigen sie bei den verschiedensten Gelegenheiten; sie binden die Lappen an Stöcke, Pfähle oder Baumäste, und zwar sehr fest, damit diese Gebete möglichst lange vorhalten. Gewisse Sträucher und Bäume an unheimlichen, romantischen Orten in den Bergen sind mit diesen religiösen Reigen ganz bedeckt; eine große Zahl ähnlicher kleiner Flaggen sieht man auf den Dächern fast aller Wohnungen der Schota's, neben den Gräbern und an den Außenthoren der Dörfer.

Die Schota's besitzen eine allgemein benutzte Einrichtung, durch die den jungen Leuten beiderlei Geschlechts Gelegenheit gegeben wird, einander näher kennen zu lernen. Es ist das der sogenannte Nambang, ein Versammlungsort oder Klub, wo junge Mädchen und junge Männer nachts zusammenkommen und um ein großes Feuer Wolle spinnend und lustig bei einander sitzen. Wenn ein Paar sich hier zum Bunde fürs Leben zusammengefunden hat, geht der junge Mann mit geringen Geschenken zu den Eltern seiner Erwählten, die ihn, falls ihnen die Ehe genehm ist, freundlich empfangen. Er zahlt ihnen dann noch ein sog. „Milchgeld“, je nach dem Stande der Brautleute fünf bis hundert Rupien, und damit sind die nothwendigen Formalitäten erledigt. Auch die Hochzeitszeremonie ist äußerst einfach. Es wird ein Kuchen gebacken, von dem die Freunde beider Familien sowie auch Braut und Bräutigam essen. Häufig unterlassen sie selbst diese einfache Handlung, und begeben sich ohne weiteres in die eheliche Gemeinschaft; jedenfalls findet nie eine besondere Form von Gottesdienst zur Heiligung des Ehebandes statt. Dabei halten sie die Ehe selbst sehr heilig und bestrafen den Ehebruch, der nur sehr selten vorkommt, mit Konfiskation des Vermögens, die oft nicht nur den Missethäter, sondern auch seine Verwandten trifft.

Die englische Herrschaft gewährt diesem friedfertigen Volke nur wenig Schutz; nach dem Berichte des englischen Reisenden Landor, der im vorigen Jahre von Cumaon aus nach Tibet einbrang, ist die britische Oberherrlichkeit an der tibetianischen Grenze nur eine scheinbare, die wirklichen Herren des Landes sind die Tibetaner, die sich fast täglich ungestraft Grenzverletzungen und Uebergriffe gegen die Schotas zu schulden kommen lassen. Sie erheben Grundsteuer von ihnen und zwingen sie, für ihre Streitigkeiten vor tibetianischen Behörden auf tibetianischem Grund und Boden Recht zu nehmen, wie sie sich auch eine Strafgewalt über sie anmaßen, ohne daß die indische Regierung einen nachdrücklichen Einspruch erhebt. Nach Landor's Bericht ist denn auch das Ansehen der Engländer, von denen sie nie einen Schutz genießen, unter diesen gutmüthigen Gebirgsbewohnern nur ein geringes.

Der schon genannte Reisende Landor hatte für das vorige Jahr den Plan der näheren Erforschung Tibets gefaßt. Weil er wußte, daß der Zugang von Britisch-Indien aus unterjagt und deshalb mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist, wollte er durch das russische Turkestan, durch Buchara und das chinesische Turkestan gehen, um Tibet von Norden aus zu betreten. Da aber der Dampfer, der seine Ausrüstung trug, Schiffbruch litt, und es zweifelhaft schien, ob er beim Festhalten der russischen Route die Reise nicht um ein Jahr aufschieben müßte, entschloß er sich trotz der damit verbundenen Gefahren, von Indien aus in den tibetianischen Theil des Himalaja einzudringen. Es gelang ihm auch, mehrere Monate in Tibet zu verweilen und neben manchen geographischen Feststellungen interessante Beobachtungen über Land und Leute anzustellen, die er in seinem soeben erschienenen Reisebericht*) in anziehender Weise dargestellt hat. Das Ziel seiner Sehnsucht, die heilige Stadt Lhasa, wo der Dalai Lama, der oberste Priester, residirt, erreichte er allerdings nicht. Die tibetianischen Behörden, die von seinem Vorhaben Kenntniß bekommen hatten, ließen ihn durch eine beträchtliche Truppmacht verfolgen, der er mehrmals durch Kühnen Wagemuth entging. Schließlich ließ er sich aber täuschen und ging in der Meinung, ein Zeltlager friedlicher Nomaden vor sich zu haben, von denen er, wie schon öfter, Lebensmittel und Reithiere einhandeln könne, unbewaffnet dorthin. Es war dies jedoch eine ihm gelegte Falle; er wurde überwältigt und nebst seinen zwei Gefährten als Gefangener abgeführt. Ursprünglich waren sie zum Tode verurtheilt, und sie wurden nach tibetianischer Art vor der Vollstreckung des Urtheils vielen grausamen Torturen ausgesetzt. Doch traf schließlich noch vor ihrer Enthauptung ein Befehl ein, sie wieder an die indische Grenze zurückzuschaffen. So legten sie den Rückweg auf gezwungener Route unter tibetianischer Eskorte zurück. Doch gelang es dem Reisenden auch unter diesen Umständen noch, Aufzeichnungen über die Reise zu machen und eine Karte seines Weges anzufertigen. In einer Tasche befand sich noch etwas Papier, das die Tibetaner beim Durchsuchen seiner Sachen entweder übersehen oder nicht beachtet hatten; als Schreibstift benutzte er ein kleines Stückchen Knochen, das er am Wege aufgehoben hatte, und als Tinte diente ihm das Blut, das ihm aus seinen von der Tortur herrührenden offenen Wunden reichlich zur Verfügung stand. Dabei befanden sich seine Hände in Handschellen, und er mußte es vor seiner mißtrauischen und abergläubischen Wache verbergen, daß er die rechte Hand daraus befreien und zeichnen und schreiben konnte.

*) Henry S. Landor. Auf verbotenen Wegen. Reisen und Abenteuer in Tibet. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1898.

Trotz dieser mißlichen Umstände brachte ihm die Rückreise eine nicht unwichtige geographische Entdeckung. Schon auf der Hinreise hatte er in einer Höhe von mehr als 6000 Metern (mehr als 1000 Mtr. über dem Montblanc) östlich von dem heiligen See Manarowar den nördlichen Quellfluß des gewaltigen Brahmaputra entdeckt, eines der größten Ströme der Erde, der im Norden des Himalaja entlang fließend sich im Osten der Bergkette nach Süden umbiegt und nach einer Gesamtlänge von etwa 3000 Kilometern mit dem Ganges vereinigt ins Meer fließt. Der Rückweg wurde etwas südlicher unternommen, als die Hinreise, und führte ihn zu der zweiten Quelle der Brahmaputra, so daß der Reisende trotz des verunglückten Planes zwei geographisch wichtige Stellen näher aufnehmen konnte, die vorher zu betreten noch keinem Europäer gelungen war. — (Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

— Ein neuer „Kaspar Hauser“. In Reklau im Toggenburg (Kanton St. Gallen) ist ein etwa sechzigjähriger Mann gestorben, über dessen Herkunft und Jugend ein räthselhaftes Dunkel liegt. Er war seit 1853 Injasse der Armenanstalt in Reklau und unter dem Namen „Selmer“ im ganzen Toggenburg als geheimnißvolles Wesen bekannt. Er wurde im Anfang der fünfziger Jahre als etwa 15jähriger taubstummer und halb verwilderter Bursche auf dem Selmu in Oberloggenburg aufgefangen und dann als Heimathloser der Gemeinde Reklau zugeschrieben. Alte Männer, die noch von seiner Auffindung wissen, erzählen, daß dieselbe eine eigentliche Hezjagd gewesen sei. Da er stumm und taub war, konnte man nichts über seine Herkunft erfahren; man gab ihm den Namen Johannes Selmer, und im Volksmund galt es allgemein als sicher, daß der Unglückliche ausgefetzt worden und das Opfer eines Verbrechens sei. Ueber sein Verhalten in der Armenanstalt Reklau bringt der „Toggenburger Anzeiger“ interessante Mittheilungen. In seinem ganzen Wesen glich er einem halb verblödeten Menschen, und man hatte Mühe, aus der affenähnlichen Physiognomie menschliche Züge herauszufinden. Nur die Augen seien prächtig und lebhaft gewesen. Bis ins vorgerückte Alter war es nie möglich, Selmer in Kleidung und Nahrung menschenähnliche Gewohnheiten beizubringen. Er besaß eine geradezu herkulische Kraft, die er oft an den Bäumen und an den Wuhren an der Thur erprobte. Im Toggenburg wird erzählt, daß vor etwa zwanzig Jahren ein „vornehmer Herr“ ins Thal gekommen sei und alle Armenhäuser abgesehen habe. Als er auch in Reklau eintraf, sei Selmer, freudige und unartikulirte Töne ausstößend, auf den Fremden losgestürzt, und habe mit thierischen Zeichen freudiger Ueberraschung des Besuchers Arnie umfaßt. Der „vornehme Fremde“ aber habe sofort mit der Post das Toggenburg wieder verlassen und habe sich seither nie mehr sehen lassen. —

Theater.

— In der „Wiener Rundschau“ schreibt Adele Sandrock über die Burgschauspieler: Bei jedem Auftreten, selbst bei Wiederholungen des nämlichen Stückes hatte ich die Empfindung, als ob nie eine Probe vorhergegangen wäre. Ein freudnachbarliches Zusammenleben auf der Szene existirt da nicht mehr. Fast jeder spielt, als ob er allein auf der Bretterwelt wäre. Nur der Dichter könnte hier noch großen Erfolg erzielen, der ein Stück schreibe, in welchem jede einzelne Person die andere in den Grund zu bohren trachtet und niemand einen Funken Menschengefühl in der Brust hegt. Ich begehrte stets fragenden Miene: „Wer bist Du? Wie heißt Du? Wir sind in jedem Stück ein und dieselben, nur Du bist in jeder Rolle eine andere; darin kennen wir Dich nicht.“ —

Völkerrunde.

— Ueber das Färben mit dem Saft der Purpurmuschel im alten Amerika sprach in der Oktober-Sitzung der Anthropologischen Gesellschaft Professor von Martens. In Zentral-Amerika, an der Westküste von Costarica scheint die Purpurfärberei schon vor alter Zeit geübt worden zu sein. Uloha, der 1744 dort mit Vermessungen beschäftigt war, berichtet, daß die Indianer den Saft einer Sänede zum Färben von Baumwollfäden benutzen, die sie dann auf die Kleider aufnähen. Dieser Saft sei zunächst weiß, werde aber an der Luft grün und dann roth. Es kam sich offenbar nur um den Saft der Purpura patula handelt, denn es ist für Amerika keine andere Sänede bekannt, die einen Saft von dauerhafter rother Farbe liefert. Fraglich kam nur sein, ob die Purpurfärberei nicht vielleicht erst aus Spanien in Amerika eingeführt ist. Vortragender ist nicht dieser Ansicht, schließt vielmehr aus mancherlei Berichten und Thatfachen, daß es sich um eine schon vor Columbus in Amerika geübte Fertigkeit handelt. Er verbreitete sich auch über die Art und Weise, wie man den Purpursaft in der Sänede entdeckt haben mag. Es sei das vermutlich durch Zufälligkeiten erfolgt, wie sie eintreten können, wenn man die Säneden zum Verspeien zubereitet oder wenn man sie aus dem Gehäuse entfernt, um dies als Blasinstrument oder zu noch anderen Zwecken zurecht zu machen. Flecke, die der dabei ausgeschleifte Saft auf Kleidern u. dergl. erzeugt habe, werden die Leute bald auf dessen Färbekraft aufmerksam gemacht haben.

Medizinisches.

t. **Pitrin-Säure in der Heilkunde.** Es hat für die als Pitrin-Säure bezeichnete chemische Verbindung eine Zeit gegeben, wo sie das allgemeine Interesse erregte; es war dies zur Zeit, als die ersten Anwendungen dieses Stoffes zur Herstellung der Melinit-Womben gemacht wurden. Seit einem Jahrzehnt ist es davon recht still geworden und man hat nur selten überhaupt etwas von der Pitrin-Säure gehört. Jetzt tritt in einer Mittheilung des Pariser „Bulletin Medical“ die ehemals zu einem Sprengstoff verwandte Säure als ein Heilmittel auf, um sich namentlich auch auf friedlichem Gebiete zu beschäftigen, hoffentlich hier mit mehr Erfolg. Es ist das sogen. Ekzem oder die nässende Flechte, ein gelegentlich recht bössartiger Hautausschlag, der mit diesem Mittel behandelt werden soll. Eine Lösung von 1 Theil Pitrin Säure auf 86 Theile reinen Wassers soll, auf die erkrankte Hautfläche aufgespritzt, das schmerzliche Jucken sofort stillen, es bildet sich über der wunden Stelle eine Art von schützender Hülle, unter der die Heilung und Vernarbung sich rasch vollzieht. Die Pitrin Säure hat nach dem genannten Fachblatte keinerlei giftige Eigenschaften und kann ohne Gefahr auf weite Hautflächen angewandt werden, auch im Gesicht und auch bei Kindern, die besonders von dieser Art von Krankheit heimgesucht werden. —

Aus dem Thierreiche.

— Ein Roggen schädling. Gelegentlich der Ausstellung der Lokalabtheilung Gummersbach in Bergneustadt, so wird der „Zeitschrift des landwirthschaftlichen Vereins in Rheinpreußen“ geschrieben, wurde ich mehrfach auf einen Schaden im Roggen aufmerksam, welcher manchen Landwirth interessiren dürfte. In allen ausgestellten Proben gedroschenen Roggens konnte man vereinzelte Körner finden, welche zum Theile vollständig ausgehöhlt oder mehr oder weniger angebohrt waren. Diese Beobachtung veranlaßte mich, den eingebrachten Roggen bei verschiedenen Landwirthern meines Schulbezirks genau zu untersuchen, was zum Resultat führte, daß auch an den Roggenähren Fraßstellen mit angebohrten Körnern häufig zu finden waren. Diese Beschädigungen der Roggenähren sind das Zerstörungswerk von Raupen der Luedeneule (*Hadena basiliena*). Die Raupen werden zuletzt bis 2 1/2 Zentimeter lang, haben bleichgrau-braune Farbe mit heller Mittellinie und rothbraunem Kopf und Nackenschild. Die Entstehung ist nicht uninteressant: Ein ca. 2 Zentimeter langer Schmetterling mit lederbraunen Vorderflügeln und glänzend gelbbraunen Hinterflügeln, legt für gewöhnlich seine Eier an Gräser auf Wiesen und befrachten Plätze, bei starkem Auftreten auch an das Getreide, wo die anfangs kleinen Nähnchen nach etwa 12 Tagen auskommen und ihren Fraß beginnen. Sie kommen mit der Ernte in die Scheunen, wo sie sich dann auf dem Boden und an den Wänden zeigen, die Körner weiter verzehren und sich im Frühjahr verpuppen, während diejenigen, welche auf Wiesen leben, im Freien überwintern. Im Mai und Juni erscheint der Schmetterling. Möglichst rasches Ausdreschen des Roggens ist das einzige Bekämpfungsmittel, da man den Raupen auf dem Felde nicht bekommen kann. —

Meteorologisches.

— In der letzten Sitzung der Meteorologischen Gesellschaft hielt Professor Dr. Hallmann einen Vortrag über den Zusammenhang von Gewittern und Zeiten. Aufmerksam gemacht durch den bei den Bewohnern der Nordseeküste weitverbreiteten Glauben, daß die Gewitter mit der Fluth aufstämten, hat der Vortragende die Gewitter, die in den letzten zehn Jahren auf der sehr zuverlässigen meteorologischen Station in Wpl auf Föhr beobachtet worden sind, auf die zur Zeit ihres Ausbruchs (erster Sommer) herrschenden Fluthverhältnisse hin untersucht und dabei festgestellt, daß von den 209 Einzelgewittern dieses Zeitraums 103 bei steigendem und 106 bei fallendem Wasser begonnen haben, so daß sich die Annahme der Küstenbewohner als ein Aberglaube erweist. Theoretisch läßt sich auch nicht erklären, warum beim Eintreten der Fluth die Gewitter häufiger werden sollten. Man könnte zwar annehmen, daß etwa bei fallendem Wasser durch die im Wattenmeer eintretende Vergrößerung der Landfläche das Spiel der auf- und absteigenden Luftströme vergrößert wird und daß die Gewittererscheinungen dann eintreten, wenn diese Wirkung eine zeitlang vor sich gegangen ist; dem widerspricht aber der Umstand, daß ein großer Theil der Gewitter aus Nachtgewittern besteht. Mechanische Wirkungen der Art, daß das aufsteigende Wasser die Luft mit fortbewege, hält der Vortragende für gänzlich ausgeschlossen. Er bemerkt noch über die Verteilung der Gewitter, daß an der Westküste von Schleswig-Holstein das Maximum der Gewitter in den August falle, doch seien auch der September und Oktober sehr gewitterreich, und die Wintergewitter spielten eine weit bedeutendere Rolle als bei uns. Diese Wintergewitter traten vornehmlich in der Nacht ein. Für das ganze Jahr falle allerdings das Maximum der Gewitterhäufigkeit auf die Stunden von 2—4 Uhr nachmittags, doch sei noch ein starkes zweites Maximum für die Nachtstunden von 10—12 Uhr vorhanden. —

(„Vossische Zeitung.“)

Technisches.

gr. Eine historisch interessante Wassererversorgungs-Anlage besitzt die Stadt Celle. Während die Stadt durch Brunnen mit Wasser versorgt wird, hat die frühere Altstadt und das Schloß eine alte fiskalische Wasserleitung. Auf einer kleinen

Insel neben der Rathsmühle steht der Thurm der fiskalischen Wasserleitung, die nach dem „Journal für Wasserversorgung“ 1668 angelegt ist, hauptsächlich, um den brauberechtigten Häusern in der Stadt Wasser zuzuführen; später traten auch öffentliche Brunnen und sogenannte Rothbrunnen hinzu, die bei Feuergefahr, bei Reinigung der Straßengassen u. s. w. benutzt wurden. Noch gegenwärtig sind 78 Häuser — früher Altstadt und das Schloß — an die Kunst angeschlossen. Die Regierung schien in letzter Zeit den Empfängern das Recht auf den Wasserbezug streitig machen zu wollen, hat aber jetzt wohl davon Abstand genommen, es ist mit dem Pächter der Rathsmühle vereinbart, daß er in die neu zu erbauende Mühle eine Anlage zurhebung des Wassers einbaut, wogegen der alte Wasserthurm zum Abbruch gelangt. Am dem Gebäude der Pumpstation bei der Mühle ist ein auf die Errichtung der Leitung bezüglicher Denkstein angebracht, auf dem folgende Worte zu lesen sind: „Von Gottes Gnaden Friedrich Herzog von Braunschweig und Lüneburg, postulierter Coadjunkt des Stifts Hageburg, erwählter Dompropst des Erzbistums Bremen, hat diese Wasserleitung fertigstellen lassen. Anno MDCXXXIX.“ Ein zweiter Denkstein an demselben Hause besagt: „Anno 1668 ist die ganze Wasserleitung sowohl in- als außerhalb Wassers, das bloße Gebäude ausgenommen, von Grund aus neu gemacht worden.“ Das Haus macht noch jetzt wie das ganze Werk einen sehr soliden Eindruck. Durch vier Druckpumpen wird das Wasser in ein Reservoir, das sich oben unter dem Dache befindet, gehoben. Die beiden messingenen Schwantenköpfe, die das Wasser in den Behälter speisen, sind von sehr schöner Arbeit. Von hier aus geht es durch drei Hauptrohren in die Stadt. 72 laufende Pfosten und 22 Rothbrunnen hat die Wasserleitung zur Zeit zu versorgen. —

Humoristisches.

— Etwas schwerhörig. Während eines Instrumental-Konzertes bricht plötzlich ein schlimmes Gewitter los, und ein heftiger Donnererschlag läßt das Publikum bis ins Innerste erbeben. Da beugt sich ein älterer, etwas schwerhöriger Herr zu seiner Nachbarin und bemerkt, indem er begeistert in die Hände klatscht: „Es ist doch erstaunlich, was dieses Orchester für ein feines Piano herausarbeitet!“ —

— „Das ewig Männliche“. Miß Schoding (aufs höchste entriestet zum Hotelbesitzer): „Wie können Sie anbieten mir zu schlafen in eine Zimmer, darin ist eine Stiefelknecht?“ —

— Die Glückliche. Zofe: „Gnädige Frau, Sie müssen doch eigentlich recht glücklich sein!“

Madame: „Gewiß, aber wie kommen Sie darauf?“

Zofe: „Na, der gnädige Herr ist so reizend, und wenn er einem 'nen Kuß giebt, das geht einem durch und durch!“ —

(„Lust. Bl.“)

Bermischtes vom Tage.

y. In Kirchseele (Lüneburg) kam ein 15-jähriges Mädchen beim Häckelschneiden der Trausmissionswelle zu nahe, so daß ihre Kleider erfasst wurden. Sie wurde von der Welle mit herumgeschleudert und fiel so hart auf die Diele, daß sie sofort todt war.

— Während eines Streites gab ein Reserve-Unteroffizier in Sachwitz bei einem Tanzvergnügen dem Musikdirigenten eine derart wuchtige Ohrfeige, daß dieser sofort todt zu Boden stürzte. —

— In Heidelberg ließen zwei Professoren eine Doppelvilla bauen, in der sie mit ihren Familien zusammen wohnen wollten. Sie hatten aber vergessen, sich darüber zu verständigen, welche Hälfte jeder erhalten sollte. Als sie einziehen wollten, stellte es sich heraus, daß sie beide auf dieselbe Hälfte gerechnet hatten. Sie konnten sich nicht einigen, und da sie ihre alten Wohnungen verlassen mußten, blieb ihnen nichts übrig, als bis zum Austrag der Sache — in ein Hotel zu ziehen; die schöne Villa aber steht heute leer. —

— In dem schlesischen Ort Dombrowa leben die polnischen und czechischen Einwohner in bitterer Feindschaft. Als am vorigen Sonntag ein neuer Pfarrer die Messe las, stimmten die Polen die Gesänge in ihrer Muttersprache an, die Czechen sangen czechisch und bemühten sich, die Polen im Schreien zu übertreffen. Es fehlte nicht viel, und es wäre in der Kirche zu einer großen Prügelei gekommen. —

— In Baien (Ungarn) hat ein junger Mann, der seit längerer Zeit an religiösem Wahnsinn litt, einen Schneider und dessen Tochter mit einem Jagdgewehr erschossen. —

— Ein 61-jähriger Hauptmann a. D. ermordete in Florenz seine Logiswirthin durch zahlreiche Dolchstiche, raubte alle Werthsachen und entfloh. —

— Ein Postbeamter ist in Hindupur, an der Grenze von Madras und Mysore, während er seine Pflicht ausübte, gesteinigt worden. —

— Erinaragar, die Hauptstadt Kaschmirs, wurde von einer furchtbaren Feuersbrunst betroffen, welche die Stadt fast ganz zerstörte. —

— Bei Santiago de Kuba ist der in Grund gebohrte spanische Kreuzer „Maria Teresa“ gehoben worden. —